

Epistemische Brüche

Zur Transition der Ungleichheitssemantiken zwischen Universalismus und Diversität

Julian Höfner

Beitrag zur Veranstaltung »Wissen in Transitionen – Wissen über Transitionen« der Sektion Religionssoziologie und Sektion Wissenssoziologie

Soziale Ungleichheit in Transition

Soziale Ungleichheit wird heute längst nicht mehr nur ökonomisch verstanden, sondern zunehmend über identitätsbezogene kulturelle Kategorien verhandelt – entlang von Geschlecht, sexueller Orientierung oder Herkunft (Müller-Brandeck 2025a; Mau et al. 2023; Münch 2023; Heintz 2017; Reckwitz 2017; Weiß 2001). Dieser Befund ist an sich nicht neu, Nancy Fraser hat bereits in den 1990er Jahren auf eine Verschiebung von Verteilungs- zu Anerkennungsfragen hingewiesen (Fraser 1995, 1997). Neuere Studien bestätigen diesen Trend (Mau et al. 2023; Mau et al. 2020). Insgesamt lässt sich in der Gegenwartsgesellschaft eine Pluralisierung der Thematisierungsformen sozialer Ungleichheit beobachten – die Problematisierung klassen- oder schichtbezogener sozioökonomischer Unterschiede ist nur noch eine Dimension von vielen. Zentral ist daher nicht die Frage, ob sich im Feld der sozialen Ungleichheit eine solche Verschiebung vollzieht, sondern wie diese theoretisch zu verstehen ist.

Zu diesem Zweck werde ich die benannten Veränderungen nicht als Reaktion auf eine neue materielle gesellschaftliche Realität verstehen, sondern als Ausdruck einer semantischen Transition. Eine substanzielle Umverteilung der materiellen Ressourcen hat nicht stattgefunden, vielmehr haben wir es mit einer kontrafaktisch anmutenden Bewegung zu tun: Auf der einen Seite ist der Wohlstand, global gesehen, so ungleich verteilt wie nie zuvor (Chancel et al. 2025). Auf der anderen Seite verlieren kulturelle Unterschiede zunehmend ihre Bedeutung für die funktionssystemspezifische Inklusion und Exklusion (Heintz 2017). Dennoch erwecken die modernen Verhandlungen sozialer Ungleichheit einen gegenläufigen Eindruck.

Daraus lässt sich schließen, dass die semantischen Thematisierungsformen sozialer Ungleichheit nicht unmittelbar aus materiellen Strukturen ableitbar sind. Neben der Analyse von Verteilungsindikatoren ist es daher notwendig, auch die epistemischen Ordnungen in den Blick zu nehmen, innerhalb derer bestimmt wird, was in der Gesellschaft als soziale Ungleichheit gilt. Soziale Ungleichheit bildet immer auch eine Deutungsform (Barlösius 2021), die nicht der alleinige Ausdruck einer objektiven Realität ist, sondern als sinngeladete Konstruktionsleistung von normativen Gleichheitsidealen (Giesen 1987) und Vorstellungen über Individuen, Gruppen und Kollektive (Berger 1989) getragen wird.

In diesem Kontext interpretiere ich die Orientierung an Identitäten und kulturellen Differenzen als Ausdruck eines epistemischen Bruchs. Es verändert sich nicht nur, worüber inhaltlich in Ungleichheitsdiskursen gesprochen wird, sondern auch die Form, in der soziale Ungleichheit überhaupt zum Thema gemacht werden kann. Transition bedeutet in diesem Zusammenhang nicht die Ablösung des Alten durch das Neue, sondern bezieht sich auf einen Prozess der Komplexitätssteigerung. Neue Wissensformen knüpfen an bestehende epistemische Ordnungen an, bauen auf der von ihnen miterzeugten Realität auf und erweitern so das gesellschaftliche Repertoire der Ungleichheitsperspektiven (vgl. Müller-Brandeck 2025a). Solche Transitionsprozesse werden in zwei Richtungen strukturiert: Zum einen durch die Struktur der Gesellschaft, welche den Raum der Möglichkeitsbedingungen, aber auch der Grenzen für semantische Variationen aufspannt (Luhmann 1993a). Zum anderen durch die semantischen Formen selbst, welche in Konfrontation mit der Gesellschaftsstruktur zu Wirkungen und Folgeproblemen führen, wodurch jene Bedingungen, Möglichkeiten und Plausibilitäten erzeugt werden, auf deren Grundlage sich die epistemische Ordnung der sozialen Ungleichheit verändern kann. Dies soll anhand der Transition der Thematisierungsformen sozialer Ungleichheit zwischen Universalismus und Diversität aufgezeigt werden.

Hierzu skizziere ich zunächst die Voraussetzungen für die Beobachtung sozialer Ungleichheit. Auf dieser Grundlage lassen sich zwei epistemische Ordnungen der sozialen Ungleichheit voneinander differenzieren: Der Universalismus und die Diversität als zwei Deutungsformen sozialer Ungleichheit, die mit unterschiedlichen epistemischen Bezugspunkten operieren. Anschließend werden diese beiden Semantiken im Kontext der funktional differenzierten Gesellschaft (Luhmann 1998) verortet, um aufzuzeigen, für welches strukturelle Bezugsproblem diese als Lösung verstanden werden können. Im nächsten Schritt werden Universalismus und Diversität wechselseitig aufeinander bezogen. Dadurch wird sichtbar, dass es die Beobachtung der Gesellschaft durch die Linse des Universalismus ist, welche jene Bedingungen erzeugt, vor deren Hintergrund Diversität plausibel wird. Abschließend lässt sich die Rolle des Wissens in diesem Transitionsprozess bestimmen: Es ist selbst an der Erzeugung derjenigen Voraussetzungen beteiligt, welche die semantische Transition im Feld sozialer Ungleichheit ermöglicht.

Soziale Ungleichheit als Konstruktionsleistung

Eine wissenssoziologische Analyse sozialer Ungleichheit begreift diese nicht primär als objektive Lebenslagen, sondern als Ergebnis eines Konstruktionsprozesses – als eine „historisch spezifische Deutung sozialer Tatsachen“ (Endreß 2013, S. 27). In diesem Zusammenhang beziehe ich mich auf Peter A. Berger, der den Begriff der *Ungleichheitssemantiken* geprägt hat. Darunter versteht er „historisch variable Regeln der Sinnverarbeitung und Wirklichkeitsdeutung, die Ungleichheiten zum Thema haben“ (Berger 1989, S. 49). Soziale Ungleichheit ist demnach nicht als beobachtungsunabhängige Realität gegeben, sondern bildet sich als Deutungsform heraus, durch die soziale Unterschiede als Ungleichheitsverhältnisse interpretiert und gesellschaftlich wirksam gemacht werden.

Solche Ungleichheitsdeutungen basieren zum einen auf *Zugehörigkeitssemantiken*. Das sind kulturelle Wissensbestände, welche zu spezifischen Vorstellungen über soziale Gruppen, kollektive Zugehörigkeiten, aber auch über das Individuum führen. Es sind jene Wissensformen, der „Humandifferenzierungen“, wie sie Stefan Hirschauer (2014) bezeichnet, die bestimmen, wer, was und wie voneinander unterschieden wird. Ungleichheitssemantiken bauen auf solchen Differenzierungen auf. Erst auf der Grundlage semantisch hergestellter und stabilisierter sozialer Unterschiede lässt sich von Ungleichheiten sprechen – ohne soziale Differenz keine soziale Ungleichheit.

Was Berger jedoch nicht thematisiert, ist die Frage, wie es von der Beobachtung sozialer Unterschiede zu einer Deutung dieser Unterschiede als Ungleichheitsverhältnisse kommt. Hier setzt eine Bedeutungsverschiebung ein, schließlich stellt nicht jede Humandifferenzierung eine soziale Ungleichheit dar. Unterschiede zwischen großen und kleinen Individuen spielen in diesem Sinne keine Rolle für Ungleichheit; sehr wohl aber Unterschiede zwischen Geschlechtern. Eine Differenzierung allein macht noch lange keine soziale Ungleichheit; es bedarf eines zweiten Elements: eines moralischen Gleichheitsideals (Giesen 1987, S. 315) oder einer *Gleichheitssemantik*. Dieses Ideal ermöglicht es, die zuvor beschriebenen Unterschiede miteinander zu *vergleichen* und bildet den Maßstab, anhand dessen soziale Unterschiede als gleich oder ungleich bewertet und folglich als Ungleichheitsverhältnisse interpretiert werden können¹.

Soziale Ungleichheit ist damit stets eine evaluative Feststellung. Ungleichheitssemantiken, so lässt sich Bergers Ansatz erweitern, bestehen aus dem Zusammenspiel von Zugehörigkeits- und Gleichheitssemantiken. Sie machen (1) Unterschiede sichtbar und zum Thema von gesellschaftlicher Kommunikation und (2) beziehen sie diese Unterschiede auf ein Gleichheitsideal, wodurch sie als soziale Ungleichheiten interpretiert werden können.

Zwei epistemische Ordnungen sozialer Ungleichheit

Anhand dieser beiden Wissensformen, der Zugehörigkeits- und Gleichheitssemantik, lassen sich unterschiedliche Deutungsformen sozialer Ungleichheit voneinander unterscheiden. Damit kann beobachtet werden, wie sich die Thematisierungsformen sozialer Ungleichheit verändern. Ich unterscheide zwischen zwei epistemischen Ordnungen der Ungleichheit: Dem Universalismus und der Diversität.

Der Universalismus basiert auf der Ebene der Zugehörigkeitssemantik auf Vorstellungen über das Individuum als abstrakten Menschen (vgl. Adorno 1997, S. 449), verstanden als transzendentes Subjekt, das der Gesellschaft gegenübersteht (Luhmann 1993b, 1998). Diesem ‚Menschen‘ wird ein universalistisches Gleichheitsideal zugeschrieben: Alle Menschen haben denselben Anspruch auf ein würdiges Leben. Soziale Ungleichheit zeigt sich mit dieser Perspektive dort, wo beobachtbare Formen, die der ‚Mensch‘, also das Individuum, in der Gesellschaft annimmt, diesem Gleichheitsideal widersprechen. So etwa Klassenunterschiede: Die in der marxistischen Deutung durch Massenverelendung charakterisierte Arbeiterklasse bildet einen sozialen Unterschied, der mit Bezug auf den gleichen Anspruch auf ein würdiges Leben als soziale Ungleichheit zum Thema gemacht werden kann. In diesem Zuge lässt sich auch die Programmatik der Auflösung der Klassenunterschiede sowohl plausibel machen als auch normativ legitimieren (vgl. Müller-Brandeck 2025a). Der Klassenkampf bildet damit eine mögliche Thematisierungsform sozialer Ungleichheit, die sich auf Grundlage der epistemischen Ordnung des Universalismus verstehen lässt.

Die Ungleichheitssemantik Diversität folgt dagegen einer anderen Logik. Hier wird das Individuum nicht als ein transzendentes, sondern als ein immanentes Subjekt gedacht, das in soziale Bezüge eingebunden ist. Die Erfahrungen² des Individuums werden hier zu etwas verdichtet, das ‚Identität‘³

¹ Hirschauer (2021) weist Unterschieden zwischen Menschen ein latentes Potenzial für Asymmetrien zu, woran die Frage anschließt, wie diese latenten Asymmetrien zu manifesten Ungleichheiten werden. Er selbst rückt dabei soziale Praktiken des asymmetrischen Unterscheidens in den Vordergrund. Ungeklärt bleibt, welcher Vergleichsmaßstab zugrunde gelegt wird, wenn von symmetrischen und asymmetrischen Unterscheidungen die Rede ist und wie die (praktisch hergestellten) semantischen Unterschiede zwischen Menschen in stabilisierte Ungleichheitsdeutungen überführt werden.

² Der Erfahrungsbegriff wird hier im Sinne von Niklas Luhmann (1987a) als psychischer Prozess verstanden. Siehe auch: Nassehi (1994).

genannt wird und etwa über Kategorien wie Geschlecht, sexuelle Orientierung oder kulturelle Herkunft verhandelt wird (Höfner 2025; Müller-Brandeck 2025a). Diese ‚Identitäten‘ bilden den Ausgangspunkt, von dem aus soziale Ungleichheit zum Thema gemacht wird. Jedoch nicht verbunden mit der Vorstellung, dass alle ‚Identitäten‘ gleich sein sollen, sondern dem Gleichheitsideal einer „equivalence of differences“ (Vertovec 2012, S. 289). Hierdurch wird eine Programmatik der Herstellung von Gleichwertigkeit unter Aufrechterhaltung von Unterschieden plausibilisiert.

	Universalismus	Diversität
Zugehörigkeitssemantik	Transzendentes Subjekt: Mensch	Immanentes Subjekt: Identität
Gleichheitssemantik	Universale Gleichheit	Äquivalenz der Differenzen
Programmatik	Auflösung von Unterschieden	Herstellung von Gleichwertigkeit

Abbildung 1: Die Ungleichheitssemantiken Universalismus und Diversität im Vergleich

An diesen beiden Formen wird deutlich, dass soziale Ungleichheit vermittelt über Deutungsperspektiven beobachtet wird. Was als soziale Ungleichheit gilt, welche Unterschiede thematisiert und problematisiert werden und welche normativen Forderungen zur Aufhebung von Ungleichheit artikuliert werden, steht in engem Zusammenhang mit den epistemischen Ordnungen der sozialen Ungleichheit⁴. Zugleich werden jedoch auch die epistemischen Brüche auf Ebene der Zugehörigkeitssemantik zwischen der Figur ‚Mensch‘ und dem Konzept ‚Identität‘ sichtbar sowie zwischen dem Ideal universeller Gleichheit und der Äquivalenz der Differenzen auf Ebene der Gleichheitssemantik. Um diesen Transitionsprozess nachvollziehen zu können, stellt sich die Frage, vor welchem gesellschaftlichen Hintergrund es plausibel wird, von ‚Identitäten‘ und der Gleichwertigkeit von Differenz zu sprechen.

Ungleichheitssemantiken im gesellschaftlichen Kontext

Niklas Luhmann geht in *Gesellschaftsstruktur und Semantik* (1993a) davon aus, dass die Semantiken der Gesellschaft in Beziehung zur Struktur der Gesellschaft stehen. Diese Struktur bestimmt die Wissensformen jedoch nicht unmittelbar, sondern bildet einen Möglichkeitsraum, in dem sich bestimmte Semantiken als anschlussfähig erweisen und andere eben nicht. Das Wissen variiert somit im Kontext der Gesellschaftsstruktur. Sie bildet den Rahmen, der semantische Formen und Transitionsprozesse ermöglicht und begrenzt. Mit dieser theoretischen Perspektive lassen sich die Zugehörigkeits- und Gleichheitssemantiken beobachten.

Die Gesellschaft, in der sich die Ungleichheitssemantiken bilden, stabilisieren und auch verändern, lässt sich als funktional differenzierte Gesellschaft beschreiben. Was dieser Gesellschaft fehlt, ist ein hierarchisches Zentrum, von dem aus eine einheitliche Beschreibung der Gesellschaft möglich wäre (Luhmann 1987b). Die Gesellschaft ist multizentrisch und polykontextural (Schimank 2005; Fuchs 1992). Hieraus entspringt als Bezugsproblem die *Paradoxie der Gesellschaft als differenzierte Einheit* (Luhmann 2019) – die Gesellschaft ist gleichzeitig differenziert *und* eine Einheit. Die Differenzierungsform der Gesellschaft erzeugt eine Spannung, die kommunikativ bearbeitet wird. Übertragen auf den

³ Ich verwende den Begriff Identität hier nicht als wissenschaftlichen Begriff, sondern als ethnozoologische Kategorie, d. h. als eine Kategorie, die als Selbst- und Fremdbeschreibung in sozialen Zusammenhängen zum Einsatz kommt. Personen schreiben sich selbst und anderen ‚Identitäten‘ zu. Siehe hierzu: Höfner (2025); Hirschauer (2023).

⁴ Vgl. Müller-Brandeck (2025a, 2025b), die ebenjene Aspekte als Folge einer Leitunterscheidung beschreibt.

Anwendungsfall soziale Ungleichheit heißt das: Es braucht eine plausible Deutungsform mit der erklärt werden kann, warum all die unterschiedlichen Individuen, Gruppen und Kollektive Teil derselben Gesellschaft sein sollen und nicht etwa verschiedenen Gesellschaften angehören.

In diesem Kontext werden Ungleichheitssemantiken relevant, die dieses Problem zwar nicht auflösen, indem sie die strukturelle Differenzierung der Gesellschaft aufheben, aber bearbeiten, indem eine imaginäre Einheit (Fuchs 1992, S. 99) erzeugt wird. Gesellschaftliche Einheit stellt sich somit nicht auf struktureller, sondern auf semantischer Ebene her – als Vorstellungen von Einheit. Das moralische Gleichheitsideal bildet eine solche Einheitsvorstellung. Der Universalismus geht von dem Ideal der gleichen Würde aller Menschen aus, womit eine utopische Zukunftsvision, ein Entwicklungsziel der Gesellschaft entworfen wird. Gesellschaftliche Einheit stellt sich nicht in der Gegenwart her, sondern in der Zukunft; sie wird in die Zeitdimension verlagert (Nassehi 2006, S. 36)⁵.

Diese Semantik führt in der Folge dazu, dass soziale Unterschiede, die diesem Ideal widersprechen, als problematische und veränderungsbedürftige Ungleichheiten hervortreten. Es bildet sich die Leitidee der „Angleichung der Lebensverhältnisse als politische Aufgabe“ (Luhmann 2019, S. 54). Gleichzeitig wird durch die Temporalisierung jedoch nicht erwartet, dass diese Unterschiede heute schon aufgehoben sind. Es genügt, dass ihre Überwindung als zukünftig erreichbar gilt. Einheit wird damit nicht als konstitutiv für Gesellschaft gedacht, sondern als Entwicklungsziel, wodurch die Gesellschaft von der Anforderung entlastet wird, heute schon eine solche Einheit zu garantieren.

Auf der einen Seite wächst damit der Toleranzbereich für soziale Unterschiede, solange sie als aufhebbar und im Prozess der Aufhebung befasst gelten. Auf der anderen Seite entsteht aber auch ein Handlungsimperativ: Die Gesellschaft soll und muss sich verändern, um diese Unterschiede tatsächlich abzubauen. Der Universalismus behauptet Gleichheit entgegen den aktuellen Gegebenheiten und gerade hierdurch erscheint die soziale Ordnung als veränderbar und veränderungsbedürftig. Die Paradoxie von Einheit und Differenz wird nicht aufgelöst, sondern in eine spezifische Form gebracht: Die gesellschaftliche Aushandlung von Ungleichheit. Hieran anschließend stellt sich die Frage: Wie kommt es in dieser Konstellation zu einer Transition dieser Semantik?

Transition von Wissen durch Wissen

Mit der Ungleichheitssemantik des Universalismus werden Erwartungen produziert: Erwartungen an Gleichheit, an die Angleichung der Lebensverhältnisse, an politische Interventionen und an einen feststellbaren Fortschritt im gesellschaftlichen Prozess der Verwirklichung der Einheitsvision. Dadurch machen Ungleichheitssemantiken soziale Ungleichheiten nicht nur sichtbar, sondern Individuen beobachten die Gesellschaft und sich selbst durch diese Linse. Damit zeitigt der Universalismus Wirkungen nicht nur auf Ebene sozialer Systeme, sondern auch auf Ebene der psychischen Systeme, dem Individuum. Eva Illouz bemerkt treffend: „Ein moralischer Diskurs, der allen menschlichen Wesen gleiche Würde zuspricht, macht Scham und Beschämung in Wirklichkeit wahrscheinlicher (gerade aufgrund eines Mehrs an Würde)“ (Illouz 2024, S. 25). Der Universalismus führt aufgrund seiner kontrafaktischen Behauptung von Gleichheit entgegen der Differenz zu einer fortwährenden Irritation und Enttäuschung der Gleichheitserwartungen. Er macht den Abstand zwischen dem normativen Gleichheitsanspruch und dessen empirischer Realisierung in der Gesellschaft sichtbar.

⁵ Vgl. Höfner (2025) für eine ausführlichere Analyse der semantischen Funktion des Universalismus und der Temporalität von Gleichheitsvorstellungen.

Indem die Gesellschaft auf diese Weise beobachtet wird, kristallisieren sich Individuen, Gruppen und Kollektive heraus, die sich im Kontext des Gleichheitsideals als benachteiligt bewerten lassen. Die Individuen machen biografische Erfahrungen, welche durch die Perspektive des Universalismus reflektiert und interpretiert werden. Das transzendente Subjekt wird zu einer Person, zu einem immanenten Subjekt, das, vermittelt über die Ungleichheitssemantik des Universalismus, einen Teil seines biografischen Erlebens als soziale Ungleichheit interpretiert und diesem eine sinnhafte, kommunizierbare und sozial anschlussfähige Form gibt.

Marlene Müller-Brandeck (2025a) beobachtet, dass solche als soziale Ungleichheiten gedeuteten Erfahrungen für individuelle Selbstbeschreibungen herangezogen und zu etwas verdichtet werden, was ‚Identität‘ genannt wird. Stefan Hirschauer kommt zu einer vergleichbaren Beobachtung bezüglich der Herausbildung von ‚Identität‘. Er beschreibt sie als Resultat erfolgreicher Alterisierung, bei der die Erfahrungen des Unterschieds zum primären Bezugspunkt der individuellen Selbstbestimmung herangezogen werden (Hirschauer 2023, S. 5). Dem ist jedoch hinzuzufügen, dass sie nicht nur auf der biografischen Erfahrung einer Alterisierung beruht, sondern dass diese innerhalb des Deutungsrahmens des Universalismus reflektiert wird, durch welchen die Erfahrungen überhaupt erst als Ungleichheiten interpretiert werden können. ‚Identität‘ als individuelle Selbstbeschreibungsform kann folglich nur in einer Gesellschaft ausgebildet werden, in der Unterschiede bereits in der Form sozialer Ungleichheit beobachtet, interpretiert und kommuniziert werden (Höfner 2025, S. 26).

Der Universalismus und seine Vorstellungen vom abstrakten Menschen und der universalen Gleichheit ermöglichen eine Neubestimmung des Individuums, als durch soziale Ungleichheit gesellschaftsimmanent differenziertes Subjekt. Das Wissen über Ungleichheit, das durch die Anwendung des Universalismus erzeugt wird, bildet die Möglichkeitsbedingung für Beschreibungen von ‚Identitäten‘, die als neuer Ausgangspunkt für Ungleichheitsdeutungen herangezogen werden: Individuen beginnen von sich selbst mit Referenz auf das Konzept ‚Identität‘ zu sprechen und schreiben sich wechselseitig ‚Identitäten‘ zu.

Die Zugehörigkeitssemantik verschiebt sich vom ‚Menschen‘ zu den ‚Identitäten‘. Damit ändert sich der Beobachtungspunkt, von dem aus soziale Ungleichheit thematisiert wird. In diesem Zuge verliert auch das universale Gleichheitsideal seine unmittelbare Anwendbarkeit: Durch den Identitätsbezug wird eine Differenz markiert – eine Differenz, die es nicht zu überwinden gilt, sondern zu schützen und wertzuschätzen. Heterogenität wird moralisch zu ‚Vielfalt‘ aufgewertet. Die „equivalence of differences“ (Vertovec 2012, S. 289) bildet das neue Gleichheitsideal. Auch hier baut Diversität im Wesentlichen auf die Setzungen des Universalismus auf: Der Idee des würdigen Lebens und der gleichen Würde aller Personen wird nicht widersprochen, sondern sie wird erweitert, indem sie auf die Identitäten übertragen wird (Müller-Brandeck 2025a, S. 242 f.). Gleiche Würde des Menschen *und* gleiche Würde aller Identitäten.

Es erfolgt keine Auf- oder Ablösung des Universalismus, sondern eine Komplexitätssteigerung. Der abstrakte Mensch mit seinem Anspruch auf universale Gleichheit bleibt als Hintergrundbedingung bestehen, wird jedoch über ‚Identitäten‘ konkretisiert, denen ein Anspruch auf Gleichwertigkeit zugeordnet wird. Es ist die Konfrontation des Universalismus mit der Gesellschaft, wodurch jene Bedingungen geschaffen werden, vor deren Hintergrund Diversität ihre Plausibilität gewinnt. Ohne die Idee des Menschen als transzendentes Subjekt ließe sich nicht von ‚Identitäten‘ als immanente Subjekte sprechen. Ohne das Ideal der gleichen Würde wäre die Forderung nach Gleichwertigkeit von Differenz weniger plausibel.

Kommen wir zurück zur Paradoxie von Einheit und Differenz im Lichte der Diversitätssemantik. Unterschiede, die unter der Maßgabe des Universalismus noch als Irritation der gesellschaftlichen Einheitsvorstellung galten, werden im Rahmen von Diversität explizit gemacht und kommuniziert. Individuen werden nicht als gleich vorausgesetzt, sondern als unterschiedlich. Damit fügt sich diese Identi-

tätsvorstellung in die strukturellen Bedingungen der funktionalen Differenzierung und Polykontexturalität der Gesellschaft ein. Diversität übersetzt gesellschaftliche Differenz in identitäre Unterschiedlichkeit. Die Einheitsvision, der Universalitätsgedanke, wird jedoch nicht aufgegeben: Während der Universalismus Gleichheit *entgegen* der Differenz behauptet, geht Diversität von Gleichheit *trotz* Differenz aus. Aus der Abstrahierung von Unterschieden wird eine explizite Referenz auf Unterschiede, wobei diese Unterschiede die Gleichheitsvorstellungen nicht einschränken, sondern transzendieren. Diversität verschiebt die epistemische Ordnung der sozialen Ungleichheit: Unterschiede werden sichtbar gemacht und anerkannt, bleiben aber im Einklang mit einer universalistischen Gleichheitsvorstellung, die allen ‚Identitäten‘ Gleichwertigkeit zuspricht.

Diversität erhöht die Toleranz gegenüber sozialen Unterschieden, da diese erwartet werden und somit weniger irritieren. Im Vergleich zum Universalismus kann gesellschaftliche Komplexität umfassender verarbeitet werden, wodurch zugleich die Bandbreite der als Ungleichheit thematisierbaren Unterschiede erweitert wird. So entstehen neue Anknüpfungspunkte für die Verhandlung sozialer Ungleichheit und für die Bearbeitung der Spannung zwischen gesellschaftlicher Einheit und Differenz. Steffen Mau et al. (2023) beobachten genau diese Ausweitung des Feldes sozialer Ungleichheit und die Entstehung neuer Arenen von Ungleichheitskonflikten.

Wissen in Transitionen

Abschließend soll die Rolle des Wissens in Transitionen bestimmt werden. Dies geschieht im Anschluss an Niklas Luhmanns (1993a) wissenssoziologische Studien, die nach dem Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen und Semantiken fragen. Semantiken lassen sich als historisch stabilisierte Wissensformen verstehen, die aus der Bearbeitung struktureller Bezugsprobleme der Gesellschaft hervorgehen. Methodisch steht somit die Frage im Vordergrund, welches gesellschaftsstrukturelle Bezugsproblem jene Semantiken „provoziert“ (Göbel 2003, S. 216). Semantische Transitionsprozesse können mit diesem theoretisch-konzeptionellen Instrumentarium der Methode der funktionalen Analyse (Rachlitz et al. 2024; Nassehi 2019; Luhmann 1964) rekonstruiert werden. Evident wird dabei, dass eine Transition des Wissens zwar eine Veränderung der Gesellschaftsstruktur anzeigen kann, aber nicht zwangsläufig muss. Hier stellt sich die Frage, warum sich das Wissen verändert, *obwohl* die Gesellschaft strukturell unverändert bleibt. Wie lassen sich semantische Transitionsprozesse verstehen, wenn Variationen im Differenzierungsprozess ausgeschlossen wurden?

Ich schlage vor, Wissen als selbst-transitierend zu betrachten. Wie diese Analyse aufgezeigt hat, spielt das Wissen dabei eine doppelte Rolle: (1) Es entsteht in Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Struktur. Es bearbeitet jene Bedingungen, die durch die Differenzierungsform der Gesellschaft erzeugt werden auf semantischer Ebene. Die Strukturprobleme werden somit nicht aufgelöst, sondern erzeugen semantische Reaktionen, welche diese adressieren. Das Wissen verändert damit nicht unmittelbar die Gesellschaftsstruktur, sondern bildet eine funktionale Form der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung und Wirklichkeitskonstruktion. Die Verhandlungen von sozialer Ungleichheit in der Moderne sowie Ungleichheit als beständiges Thema gesellschaftlicher Kommunikation sind unter dieser Perspektive als eine Form zu verstehen, die sich gebildet hat, um mit dem gesellschaftlichen Bezugsproblem der Paradoxie von Einheit und Differenz umzugehen.

(2) Das Wissen schafft neue Bedingungen für semantische Transitionsprozesse: Semantiken konstruieren Realitätssichten als verfügbares Hintergrundwissen, vor dem Kommunikation stattfindet. Wie es Peter A. Berger ausdrückt: „In der Form historisch tradierten Wissensbestände, Klassifikationsregeln und »Topoi« bilden sie [die Ungleichheitssemantiken, JH] immer auch *Voraussetzungen* der

Wahrnehmung und Beschreibung gesellschaftlicher Strukturen“ (Berger 1989, S. 49). Vermittelt über Ungleichheitssemantiken erscheint die soziale Welt als Welt der Ungleichheiten. Hierdurch erzeugen sie Wirkungen und Folgeprobleme in der Gesellschaft, die im weiteren Prozess bearbeitet werden. Das Wissen stellt selbst jene Realität her, auf deren Grundlage sich das Wissen verändert, ausdifferenziert und anpasst.

Es ist gerade dieser doppelte Bezug: Die Relation des Wissens zur Gesellschaftsstruktur und die Relation des Wissens zu den Wissensbeständen, welche den semantischen Transitionsprozess charakterisieren und ihm seine Richtung geben. Semantische Transitionen bilden dabei weder ein bloßes Abbild struktureller Veränderungen noch sind es reine Folgen von Wissensdynamiken. Sie entstehen aus dem Ineinandergreifen von gesellschaftlicher Struktur und gesellschaftlicher Selbstbeobachtung, wobei fortlaufend jene Wissensbestände konstruiert und rekonstruiert werden, auf deren Grundlage diese Selbstbeobachtung überhaupt operieren kann.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1997. Individuum und Organisation. In *Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Soziologische Schriften I*, Bd. 8, Hrsg. Rolf Tiedemann, 440–456. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barlösius, Eva. 2021. Benennungs- und Repräsentationsmacht mit Beteiligung der Soziologie. In *Ungleichheit, Individualisierung, Lebenslauf. Zur Aktualität Peter A. Bergers*. Sozialstrukturanalyse, Hrsg. Rasmus Hoffmann, André Knabe und Christian Schmitt, 63–83. Wiesbaden: Springer VS.
- Berger, Peter A. 1989. Ungleichheitssemantiken: Graduelle Unterschiede und kategoriale Exklusivitäten. *European Journal of Sociology* 30:48–60.
- Chancel, Lucas, Ricardo Gómez-Carrera, Rowaida Moshrif und Thomas Piketty. 2025. World Inequality Report 2026. wir2026.wid.world (Zugegriffen: 06. Mai 2026).
- Endreß, Martin. 2013. Zur Theorie der Deutung sozialer Ungleichheit. In *Wissen und soziale Ungleichheit*, Hrsg. Martin Endreß und Oliver Berli, 23–53. Weinheim: Beltz Juventa.
- Fraser, Nancy. 1995. From Redistribution to Recognition? Dilemmas of Justice in a 'Post-Socialist' Age. *New Left Review* 1/212:68–93.
- Fraser, Nancy. 1997. *Justice interruptus. Critical reflections on the "postsocialist" condition*. New York: Routledge.
- Fuchs, Peter. 1992. *Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard. 1987. Natürliche Ungleichheit, Soziale Ungleichheit, Ideale Ungleichheit. Zur Evolution von Deutungsmustern sozialer Ungleichheit. In *Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Hrsg. Bernhard Giesen und Hans Haferkamp, 314–345. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Göbel, Andreas. 2003. Die Selbstbeschreibungen des politischen Systems Eine systemtheoretische Perspektive auf die politische Ideengeschichte. In *Das System der Politik. Niklas Luhmanns politische Theorie*, Hrsg. Kai-Uwe Hellmann, Karsten Fischer und Harald Bluhm, 213–235. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heintz, Bettina. 2017. Kategoriale Ungleichheit und die Anerkennung von Differenz. In *Un/doing differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, Hrsg. Stefan Hirschauer, 79–116. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Hirschauer, Stefan. 2014. Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43:170–191.
- Hirschauer, Stefan. 2021. Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 50:155–174.
- Hirschauer, Stefan. 2023. Wozu Identität? Zur Identarisierung von Selbstverständnissen. In *Polarisierte Welten. Verhandlungen des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2022*, Hrsg. Paula-Irene

- Villa. https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2022/de/article/view/1679 (Zugegriffen: 06. Mai 2026).
- Höfner, Julian. 2025. Diversität als Erweiterung des moralischen Universalismus. Verhandlungen von Ungleichheit zwischen transzendentaler Gleichheit und immanenter Differenz. *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 11:15–36.
- Illouz, Eva. 2024. *Explosive Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1964. Funktionale Methode und Systemtheorie. *Soziale Welt* 15:1–25.
- Luhmann, Niklas. 1987a. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1987b. Tautologie und Paradoxie in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie* 16:161–174.
- Luhmann, Niklas. 1993a. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1993b. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1998. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 2019. Gesellschaft als Differenz. *Soziale Systeme* 24:50–70.
- Mau, Steffen, Thomas Lux und Fabian Gülzau. 2020. Die drei Arenen der neuen Ungleichheitskonflikte. Eine sozialstrukturelle Positionsbestimmung der Einstellungen zu Umverteilung, Migration und sexueller Diversität. *Berliner Journal für Soziologie* 30:317–346.
- Mau, Steffen, Thomas Lux und Linus Westheuser. 2023. *Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Müller-Brandeck, Marlene. 2025a. *Die Sakralisierung der Identität. Eine Soziologie der Identitätspolitik*, Band 69. Weinheim: Campus Verlag.
- Müller-Brandeck, Marlene. 2025b. Privilege and discrimination in identity politics: ‘Guiding Distinctions’ as a tool for analyzing social inequality. *Current Sociology* 73:613–628.
- Münch, Richard. 2023. *Polarisierte Gesellschaft. Die postmodernen Kämpfe um Identität und Teilhabe*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Nassehi, Armin. 1994. Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 7:46–63.
- Nassehi, Armin. 2006. *Der soziologische Diskurs der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Nassehi, Armin. 2019. Rethinking Functionalism. Zur Empiriefähigkeit systemtheoretischer Soziologie. In *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, 3. Auflage, Hrsg. Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann, 79–106. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rachlitz, Kurt, Benjamin Grossmann-Hensel und Jan Gehrmann. 2024. Functional Theorizing: Die Methode funktionaler Analyse als Theorietechnik und Forschungsheuristik. In *Die Praxis soziologischer Theoriebildung*, Hrsg. Fabian Anicker und André Armbruster, 155–187. Wiesbaden: Springer VS.
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Schimank, Uwe. 2005. *Differenzierung und Integration der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Vertovec, Steven. 2012. “Diversity” and the Social Imaginary. *European Journal of Sociology* 53:287–312.
- Weiß, Anja, Hrsg. 2001. *Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: Westdt. Verl.